

# J U G E N D

Postort: München

NUMMER 12 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Auf dem Fensterbrett ist schon Frühling

Gerhard Dergel



Aufn. Agfa

## DER FÖHN

Es war ein Föhn aus Süden geweht  
über das Land,  
als ob der Herrgott darüber geht  
mit offner Hand.

Auch über den See, die Tiefe klar,  
er wärmend strich  
und über die Welt, der Wärme bar,  
und über mich. — —

Und als seine Hand, ganz lind und sacht,  
mein Haar berührt,  
hab ich die Güte, selig entfacht,  
in mir gespürt.

Paul Grabau

## DIE BUGA VON GERHARD SCHELCHER

Durch weiches, welliges Gras der Savanne trabt mein Brauner. Der Morgenwind streicht singend über die weite Fläche, schüttelt die nächtlichen Tauperlen, die wie glitzernde Diamanten an den Halmen hängen, herab und verwandelt die unabsehbare Fläche in ein leicht wogendes Meer, auf dem einzelne Baum- und Strauchgruppen wie verlorene Inseln schwimmen. Aus flacher Niederung haben sich weißliche Nebelzügen. Kaum dem feuchten Boden entstiegen, werden sie von den Strahlen der rasch steigenden Sonne zerrissen, aufgesogen und zerflattern wie irrende Vögel im leichten Winde, nur die kleine Felskuppe dort oben oder jene mächtige Adansonie fängt noch einen kleinen Fetzen ein, um ihn für kurze Augenblicke festzuhalten.

Lange Ketten Perlhühner stehen mit lautem Plärrern auf, als ich eine Baumgruppe umreite, und fallen einige hundert Meter weiter ins Pori ein. Dort werden ein Paar Duiker, die zierlichsten Antilopen der Steppe, von der Größe eines Hasen, hochgeschwecht und flitzen in graziosen Sprüngen durch das niedere Buschwerk. Gespenstisch, auf lautlosen Sohlen kreuzt eine Hyäne meinen Weg. Sie hatte sich wohl am Aase bei nächtlicher Mahizeit verspätet und sucht nun eilig ihren Schlupfwinkel auf. Denn die Tiere der Steppe lieben nicht das grelle, unbarmherzige Licht des Tages, erst die kühle Nacht lockt sie aus ihren Verstecken im dichtesten Busch, in Felsspalten oder unter weit überhängenden Überfländern der jetzt trockenen Regenflüsse hervor.

Ein Gefühl nie gekannter Freiheit weitet mir die Seele in der großen Einsamkeit der Buga. Alle Sorgen und Nöte der Menschen, alle Hast und Unrast des täglichen Lebens scheinen so fern und unbedeutend, so unwirksam in der gewaltigen Natur. Ziellos, zeitlos trabt mein Brauner hinein in den goldenen Tropentag. Die Sonne läßt unsern Schatten kürzer und kürzer werden. Ich blicke in die Runde. Ringsum gewaltigste, erschütternde Monotonie. Ein leiser Schauer durchdringt mich. Wo bin ich, was bin ich kleiner Wurm, und wie soll ich wieder hinausfinden aus diesem göttlichen Meere der Ewigkeit, das nicht Weg und Steg erkennen läßt, dessen immer gleiche Wogen mich willenlos dahinzutragen scheinen in unmeßbare Fernen?

In der endlosen Buga, der afrikanischen Steppe, überfällt uns mit bis ins Tiefste erschütternder Wucht die Erkenntnis der Hoffnungslosigkeit, niemals Zeit und Raum begreifen zu wollen. Sie sind Worte, nichts als Worte. Was ist Raum, wenn ich nicht weiß, wo er endet, was Zeit, wenn ich nicht weiß, wie lange sie währt? Ich halte auf kleiner Anhöhe. Weit, unfaßbar weit dringt der Blick in der klaren Luft, aber es ist unmöglich, in der Ferne für das Auge einen Ruhepunkt zu finden. Nirgend ein Ende, eine Begrenzung, die Gegenstände welche wie Schatten immer weiter zu-

rückzuweichen, um sich schließlich im Wesenlosen, Undefinierbaren auflösen, zu zerfließen. Einige tausend Meter vor mir erkenne ich noch Bäume, Sträucher. Felsen, weiter fort noch vage Schatten, deren Konturen in ewig unruhigem Fließen zu zerrinnen scheinen. Dahinter nur noch eine graue Wand ohne Substanz, durch die hindurch das Auge in unfaßbare Weiten zu dringen vermag.

Ich blicke auf zum stahlblauen Himmel, der sich wie ein Dach aus hartem Glas über mir wölbt, meine, ich müßte diese gewaltige Kuppel irgendwo den fernen Rand des kleinen Planeten berühren sehen. Vergebens! — Das reine Blau des Gewölbes wird matter und matter, vermählt sich mit dem Grau der fernen Steppe, ich weiß nicht, ob die rätselhaften Dunstgebilde, die da weit draußen dem Blick einen Halt zu bieten scheinen und ihn doch immer tiefer in sich einsaugen, noch die Unvorstellbarkeit des Alls oder die Feste der Erde sind.

Eine namenlose Angst überfällt mich urplötzlich. Es ist als wenne der Boden unter mir, als sei ich selbst nur ein Atom im Wesenlosen, Unfaßbaren, das rund um mich alles Vorstellbare zu verflüchtigen, in sich aufzulösen scheint. Mir ist's, als hätte mich für einen kurzen, unmeßbar kurzen Augenblick die Ewigkeit mit ihren Flügeln gestreift, als hätte ich einen verbotenen Blick in das sakrosankte Heiligum der Unendlichkeit getan, und was ich dort sah — nein, ahnte, hat mich zutiefst erschüttert.

Das Maultier spitzt die Ohren, bläht die Nüstern. Ist auch ihm die tiefe Einsamkeit des Alls unheimlich, oder wittert es einen verborgenen Feind? Ich treibe es an und lasse ihm die Zügel. Soll ich mich vermessend, dem Geschöpf einer unbegreifbaren Natur die Richtung zu weisen hinaus aus dem urewigen Kreislauf des Alls, zurück zur kleinen, begrenzten Welt der Menschen? Ich doch nur ein winzig Tröpfchen in dem endlosen Meere, in dem ganz aufzugehen höchste Lust sein müßte, — wenn nicht die furchtbare Angst vor dem Unbekannten mir die Brust zuschnüren wollte.

Willenlos überlasse ich mich dem Instinkt des Tieres. Es wendet und trabt an. Durch wogendes Gras und lichten Busch, über Hügel und durch Niederungen trägt es mich sicher, ruhig, als sei es in seinem Element, bis zur Rechten Telegrafenanstangen sichtbar werden. Einen Augenblick verharre ich an einem dieser fremden Pfähle, höre in seinem Innern ein leises Summen. Zu meinen Häupten zieht ein feiner, in der Mittagssonne rot leuchtender Kupferdraht durch die Wildnis, ein dünner Faden nur, kaum sichtbar in dem Pflanzengewirr des Poris, doch ein untrüglicher Wegweiser bis zu dem kleinen und doch so mächtigen Geschlecht der Menschen. — In schlankem Trabe geht es längs der Linie ins Lager. Ich hatte für den Bruchteil einer Sekunde eine andere Welt erschaut — oder meinte ich es nur? — und war bis in die tiefste Seele erschrocken.



San Nicolo  
Komiža - D. BiH  
Zalmanen 1936

Grell Heinsen

# DIE FILM-JUGEND

## Zwischen den Grenzen

Mit dem Zusammenbruch des deutschen Widerstands im Jahr 1918 war eine ganze Welt aus den Angeln geraten. Aber während der Vormarsch der Alliierten im Westen ein durch Jahre von der Heimat getrenntes Volk wieder mit seinem Mutterland verband, griff im Osten nach den von den Deutschen geschützten baltischen Gebieten die gierige Hand des Bolschewismus. Aber noch schob sich ein letzter Wall zwischen dem Anmarsch der Roten und die Kultur Mitteleuropas, deren Vorposten im Baltikum stehen. Eine kleine Truppe deutscher Kämpfer, mißverstanden, geschmäht und verleugnet von der eigenen Regierung, stand als eiserne Division im Nordosten, vereint mit den Landeswehren, und kämpfte bis zum letzten Atemzuge für die Rettung Europas. Der Film „Menschen ohne Vaterland“ soll das Hohe Lied dieser harten Männer des Freikorps sein, die in eiserner Zeit als letzte und verantwortungsbewußte Soldaten auf dem Posten standen. Ihnen verdankte es Europa in erster Linie, daß die Welle des Bolschewismus an den Grenzen neu sich bildender Randstaaten Halt machte und nicht die ganze europäische Kultur hinwegschwemmte.

Nach dem Roman „Der Mann ohne Vaterland“ von Gertrud von Brodtkorb schrieben Walter Wassermann und Ernst v. Salomon, der bekannte Freikorpskämpfer, das Drehbuch. Herbert Malsch wurde vom Produktionsleiter Bruno Dudy mit der Regie des Films beauftragt, der zahlreiche Außenaufnahmen beanspruchte. Die Filmexpedition weilte wochenlang im Rhinluch, wo Landschaft und Atmosphäre den tatsächlichen Schauplätzen der Handlung am besten angelegentlich schienen. Hier entwickelt sich ein echtes Lagerleben im Geiste der Kameradschaft, wie sie auch die Kämpfer im Baltikum besetzt hatte. Die beiden männlichen Hauptrollen spielen Willy Fritsch und Willy Birgel. Während Willy Fritsch den draufgängerischen Freikorpsführer verkörpert, spielt Willy Birgel einen deutschrussischen Aristokraten, der durch die Irrungen und Wirrungen der Zeit aus seinem Lebensgang geworfen und zu einer zwiespaltigen Persönlichkeit geworden ist. Zwischen beiden Männern steht die Figur einer jungen Deutschen, die aus Petersburg flüchten mußte und nun in Libau unter den falschen Verdacht gerät, eine russische Spionin zu sein. Maria v. Tasnady spielt hier nach ihrem ersten Erfolg in „Schlußakkord“ diese Rolle, die sehr starke schauspielerische Möglichkeiten bietet. Ein Kreis tüchtiger Schauspieler ist für diesen Film aufgeboden, darunter Siegfried Schürenberg, Grete Weiser, Josef Sieber, Lissy Arna, Alexander Golling, Werner Stock. An der Kamera stand Konstantin Irmen-Tschet. G. H.



Maria v. Tasnady und Willy Birgel (Ufa-Klitzke)



Willy Fritsch, Grete Weiser und Maria Loja  
Zwei Szenen aus „Menschen ohne Vaterland“ (Ufa-Klitzke)

## Der bessere junge Herr im Film . . .

badet nie in einer einfachen Wanne, sondern stets in einem in der Erde eingelassenen Marmorbad, vor dessen blitzenden Spiegeln Batterien in- und ausländischer Kosmetika ein farbenprächtiges Dasein führen;

nimmt zum Frühstück kein Brötchen mit Marmelade und eine schnell hinuntergegossene Tasse Kaffee zu sich, sondern bekommt regelmäßig nur mal eben kaltes Huhn, ein halbes Dutzend Austern, vier Hummern, Eier, Obst und Salat in großen Mengen serviert, in denen er mit gelangweilter Miene herumstochert; erhält vom Postboten niemals das gekritzelt gewöhnlich Sterblicher überreicht, sondern stets ungemummte Briefe mit einer Buchhalter-Schönchrift;

schreibt keineswegs wie ich und du auf einer einfachen Schreibunterlage, sondern regelmäßig auf einer wunderbar geputzten Ledermappe;

sinnt auch nicht darüber nach, was er schreiben soll, sondern läßt seine Feder dreimal über das Papier huschen und schon ist — zum Neid aller Schriftsteller — ein vier Seiten langer Brief fertig;

hat es nicht so leicht wie unserereins, die wir in den Anzug steigen und an die Arbeit gehen, sondern muß vielmehr qualvolle Minuten vor einer endlosen Galerie Herrenanzüge verbringen, weil er nicht weiß, für welchen er sich heute entscheiden soll;

telefoniert nie mit einem banalen Allerweltsprecher, sondern ausschließlich mit einem elfenbeinfarbenen Luxus-Telephon, braucht sich nicht wie alle anderen Menschen an Jagdgesetze und Schonzeiten zu halten, sondern kann zu jeder Tages- und Jahreszeit Rebhühner, Hasen, Wildenten und Rehböcke abschließen, kennt nicht die Mühe des Kofferpackens, sondern legt Kleidung und Anzüge gleich mit Bügel in den Koffer, wobei für ihn die Arbeit erledigt ist, denn Strümpfe, Wäsche und Krawatten nimmt er augenscheinlich nicht mit auf Reisen;

ist ein grundsätzlicher Gegner des Portemonnaies; er steckt sein Geld vielmehr hundertmarktscheinweise in die rechte unter Westentasche;

liest — wenn er in ein Lokal kommt — aus Prinzip keine Wein- oder Spirituosenkarte, sondern bestellt egalwelch Sekt — offenbar die Hausmarke; braucht keine eigenen Sportart zu erlernen, sondern beherrscht auf Anhieb Tennis, Bridge, Fliegen, Langstreckentauchen und Schwitzsprung;

hat es prinzipiell nicht nötig, sich mit der leidigen Beschäftigung des Geldverdienens abzugeben, sondern verbringt seine Tage damit, Geld von seinen verschiedenen Bankkonten abzuheben; womit wir zusammenfassend feststellen müssen, daß keiner der Wirklichkeit so haargenau abgelauscht ist wie der bessere junge Herr im Film. Zwar stimmen weder die Kleinigkeiten noch die entscheidenden Merkmale des menschlichen Schicksals — aber sonst ist alles wie im Leben! Jawohl, genau wie im Leben!

## Wilhelm Rauch

der Dichter der Magdeburger Börde

Wilhelm Rauch entstammt einem alten Bauerngeschlecht. Geboren am 16. April 1871 in Altenhausen im Kreise Neuhaudensleben des Magdeburger Landes — lebt er als vorbildlicher Anreger neuen bäuerlichen Kulturlebens frisch und stark mit der Jugend. Seine Wanderjahre führten ihn nach Thüringen und Mecklenburg, aber auch schon nach Gutenswegen in die Magdeburger Börde, wo er als Inspektor tätig war und seine Frau fand. Nach 14 Jahren, in denen er als Administrator im Mansfeldischen wirkte, ging er wieder nach Gutenswegen. Dort wirtschafte er seitdem auf dem Hof seiner Frau als Bauer.

Schon seit langen Jahren — seit seiner Inspektorzeit — schreibt er Geschichten und Gedichte in seinem geliebten Altenhäuser Heimatplatt zum Lobe seiner Heimatlandschaft und zur Erhaltung und Neubelebung ihres Brauchtums.

Auch als plattdötscher Bühnendichter ist er mit Erfolg hervorgetreten. Sein Bauerndrama „De wittte Rausenstrutz“ ging nun schon bald hundert mal über deutsche Dorfbühnen. In der Hauptstadt seiner Heimat — in Magdeburg — wurde dieses Drama gelegentlich einer Erntedankfeier in der Stadthalle aufgeführt. Die plattdötschen Einakter „Op Friersäuten“ und „Bursenrecht“ sind viel gespielte und gern gesehene Bauernstücke.

Wilhelm Rauchs Leben und Schaffen, in Verkörperung rechter kernhafter Bauernart, wird getragen von großer Heimatliebe, ist vor allem Dienst am alten bäuerlichen Brauchtum. Seine innigen, von starker Daseinsfreude zeugenden Erzählungen, Märchen, Plaudereien und Verse, wie er kurz sagt: seine „Vortelljen“ sind in strenger Auswahl als vorbildlich ausgestattetes Mundartbuch unter dem Titel „Minschen, Lüe un Kinner. Vortelljen ut de Magdeburger Börde“ 1929 (191 Seiten, in Edelpappband 3,50 RM.) im verdienstvollen Heimatverlage der bedeutenden



Der Tag neigt sich

Rolleiflex-Foto

Officin von August Hopfer in Burg bei Magdeburg erschienen. Die unten abgedruckte Erzählung „Osterwater“, die von den starken Bindungen der Menschen ihrer Landschaft an das alte Brauchtum zeugt, ist diesem Bande entnommen.

Durch das Buch Wilhelm Rauchs führt ein Weg zum Herzen des echten Volkstums der deutschen Mitte.

Erich Homuth

Wilhelm Rauch, Gutenswegen:

## OSTERWATER

Eine Vortellje ut de Mebeborjer Börde

Den Am'nd vorr Ostern war't. Trine war bi't Afwaschen von dat Am'nabrotsgeschirre, de Frue hulp se dabi.

„Düt is nu dat Letzte, wenn wi damit fertig sünd, is alles blank, denn kan't Ostern wern“, seggt de Frue. „Leg dich man freuh henn, damit du morgen freuh utelapen hast — du wist doch de Ostersunne danzen sei'n?“ — Trine deh, als härre se dat nich ehört.

„Oder hast de dick dat all wer anders owerlegt?“ —

„Nä, Tante, dei will ick ok danzen sei'n, doch segget mick mal, wur is dat mit dat Osterwaterhalen ut' Osterspring, wurgeden hlip dat?“ —

„Wenn man sick damit wascht, krig't'n ne recht schiere Hut, un wer davon drinkt, ward dat ganze Jahr all sien krank, un wat de Hauptsache is, manniges Mäken hatt all sienes Breddigam in dat Springwater eseih'n!“ —

„Hilp dat ok gegen Hölderpläcke?“ —

„Dat ward et woll! — Doch du wist doch etwa würklich nich losgahn un Osterwater halen?“ —

„A doch, mick argern all miene ro'n Haare, denn kriege ick jeden Sommer ok noch sönnne lütigen Hölderpläcke an de Nase rumm, un dei mügte ick geern los sien!“ —

„Ach du bist nich rechte klauk, de süht'n, wat de Jugend eitel is. Diene ro'n Haare kleen dick wunderschön, un von Hölderpläcke bin ick noch nist gewahr e worn; un Trinecken, dei lat de man ruhig sitten, wer dick süß dut is, lacht doch!“ —

Doch Trinecken schiene andere Meinung te sien, öht fung richtig an te schrei'n. De Trahnen kulderten öht mana ümmer de Backen dal, un under Snucken und Schrei'n sah se:

„Tante, ji wetten gar nich, wie dat eihen deit, jung te sien und ro'e Haare un Hölderpläcke te hemm'n, nä, ick bin je dat un glücklic, mick kann jo kein Minsche gut sien“, un dabi schreie öht ümmer dulder. —

„Trine, erst hewwe ick dat forr Spas e holl'n, doch es schient dien vulle Ernst te sien. Dr bläskt hier un hast'r keinen Grund tau. Dick sitten diene ro'n Haare in Wege, un wetst gar nich, wie gut se dick stahl. Du bist dat smuckste Mäken wut ein siet, un dat bloß, weil du ro'e Haare hast. Du hast ne Hut wie luter

Sie'e, un ne Farwe, wie Melk un Blaut — un härst all lange 'n Breddigam, wenn du man einen wollt härst. Wenn du erst einen hemm'n wist, wart sick schon dei richtige finn'n! — Ick segge dick, teine forr eien!“ —

Trine harre sick ok all wer'n betchen beruhigt, se säwer doch, als öht den letzten Teilder in de Bänke stell'n dehe: „Aun Osterwater hale ick mick morgen freuh doch!“ —

„I, dat kannst du jo“, sä de Tante mit Lachen, „doch denn most du awer forr Dau un Dag opstahn, denn dat Osterwater mot erfüllt wern, wenn de Ostersunne opgeiht, un, du wetst, dat Osterspring is op unse Holtwiesche, dat is'n langen Wegl! Ick stelle dick hier in de Küche ne Eembeirpulle henn, da kannst du jo dat Osterwater inne füll'n, un denn wecke ick dick ok bi't Tien. Wenn du dick denn dei Sache anders beslapen hast, kannst du jo liggen bliem'n!“

„Wenn du denn morgen freuh von dien Waterhalen trügge bist, un hast dien Vieh besickt, feuhrt dick Phillip na Hus, un bringet Annecken mit. — Ow dei sick ok Osterwater halt?“ —

Nu lache Trinecken wedder, se gaw de Frue de Hand, sä gun Nacht un gung op öhr'n Slapbodd'n, — Trine sä tau de Frue „Tante!“ — Dat kamm daher, dat öht bloß als Husdichter in Howwe war, muste awer alle Arbei'n maken, dei ne richtige Maget taukümmt. Annecken war in datsüwältige Verhältniß bi öhre Öldern. Phillip war dei Sohne hier in Howwe.

Den Ostermorgen bruke de Frue bloß ganz liese te raupen: Trine, un foorts war se hoch ewst. Mannigen Morgen war öht nich sau fienhörig opt Raupen wett. Öht trecke sick rasch an, namm de eern Pülle, dei ap'm Fiehrerstedt, un gung los. Se gung dorch'n Gaarn, damit öht kein Minsche in Dörpe sei'n sulle. — Als öht in Holte war, fungt erst ne te dager. Et war öht derh mick sau eierleie, bier oileene in Holte rum to lopen; doch in Holte war se jo sicher e naug, da war jo kein Minsche, noch dertau opp'n Ostermorgen. In Holte war't sau stille, wie in ne Kirche, bloß ganz boben op ne enzele Barke sa't'n lütigen Vöggel, un sung ümmer dulder. Je näher se kamm, desto iwiger harre he'l't mit sien Singen. Un wat war dat, kunne se denn man hüte Morgen de Vöggelsprake vorstahn, oder drömme öht mit open Ogen? Se harre sick all öfters ower den Kramms-



Der letzte Schnee

Aufn. R. Künzel

vöggel siene veelen Singsang-Vortelligen efreut, awer non niemals davon vorstahn. Doch ganz düttlich röpt hei allewiele:

Ick kiekte wiet, ick kiekte wiet! —  
 Wat ick wer seihe, is sau olt wie nielt! —  
 Se sünd sick be'e von Harten gut,  
 Sei härre öhm geern tum Breddigam,  
 Hei öhr ter Brut! —  
 Sei deiht sick noch zieren,  
 Hei deiht sich schenieren! —  
 Pfillipp — Pfillip, düit is ne ganze Aparte,  
 Krieg se bi'n Kopp un drück öht ant Hartel!  
 Hewwe Mut — hewwe Mut, giw'n Kuß,  
 Denn is alles gut! —

Öht schüddele mit'n Kopp, war denn sauwat möglich, de Vöggel-sproke te vorstahn? — Bet allewiele war öht nist davon gewahr e worrn, o'r höre dat mit tau'n Ostermorgen. Wen muchte dei Vöggel mit „Pfillip“ meinen, doch woll nich öhren Pfillip in Howwe? — Dat dei ne Brut hemm'n solle, har öht non nich e markt. Hei war jo os ömmer sau schüchtern! — Nö, dei harre ganz bestimmit noch keine Brut. In Sömmer war't e west, o den-süwtigsten Weg, den sei eben gung. Se wollten beide tum Heu drögen; als se vorn in dei hohgen Bäuken kamen, wolle hei öhre Harke dragen, doch se wolle nich, se harre meint, da sleepe se sick nich doh anne. Denn harre hei öht bi de Hand e fat't un se waren ok'n ganz Schuer Hand in Hand egahn, wat ok ganz schöne west war. Doch mit'n male war da hinder ne grote Bäuke sien Vader havorr ekomm'n, da harre öht sick los öretten un war e lopen, dat öht mit'n ganz heiten Kopp o de Wiesche annekomm'n war. — Sei härre öhm jo ganz geern, denn hei war'n smucken Burssen, doch siet dei Tied harre hei sick nist wer eütert. — Hei harre sick gewiß ne hübschere utesocht, un nich sönne Rothaarige mit Hölderpläcke! — Doch wat reip de Vöggel eben? Öht harre bi öhr Simmellieren gar nich mehr o sienen Gesang acht egeem'n.

Judit, Judit, mien Wiew, mien Wiew  
 Is vorrück't, is vorrück't! —  
 Statt Brie te koken stiew, stiew,  
 Will se koken Baldrian! —  
 Aha, aha! —

Und mit lachen war se weg eflogen. Düit is jo'n spaßigen Vöggell — Erst vortelt hei wat von Pfillip'n, denn von Judit'n sien Wiew! — 't is doch en snurrigen Ostermorgen. — Nu war öht under dei hohgen Bäuken, da, wur öht in Sömmer Pfillip'n weg elopen war. Dat dröge Low raschele un de Fäute. Doch ut dat dröge Low kiekten luter lütge blaue Blaumen rut. Bie't Wiedergahn bücke öht sick un plücke sich lütge Strütze, dei öht sick ganz in Gedanken under öhre ro'e Haarkrone stok. Allewiele süht mick kein Minsche, da kann ick mick jo 'n betchen smuck maken, naher nehme ick se wer von'n Kopp raff. Sau harre öht sick 'n himmelblauen Kranz un öhre goldene Kronge leit. — Doch da war jo de Wiesche all, un an den gälen Palmwienbusch dat Osterspring. Öht kiekte 'n Himmel. Noch is de Sunne nich opegahn, alsau kamm öht ok ter rechten Tied. Öht mußte erst-

mal in't Water kiekten, um te selh'n, wur öhr dei Lewwerblauen-kranz kle'e'n dehe. Dat Spring lag wie ne Dischplatte grot etwas deiper in den swarten Wischenbodd'n. Wie ne Speigelschiewe, sau glatt un ruhig lag et da. Öht kniee sick henn, stemme öhre beiden Arme op den Wischenrand un bücke sick nu dal, öhr Bild te selh'n. Richtig, dat war öht, un wur dat hübsch utsahg, dei blaue Kranz und dat ro'e Haar! — Mit de rechte Hand stok öht sick noch einige Blaumen under dei Haarkrone, denn speigele öht sick wedder in't Water. — Doch — wat war dat? — Öhr true sick keinen Aten te halen, ok nich rechts un links te kiekten, öht war wie fest ebann. — Da — in dat Water war jo noch 'n Kopp te selh'ne — 'n Mannsminsche, un — „Pfillip“ schreie öht op, un wörre vor Schreck in't Water efall'n, wenn Pfillip nich hoch esprungen un öht opgefängt härre. Nu sat hei neben öht, harre öht in siene Arme, un harre öht all einen Kuß na'n andern egeem'n. Trinecken kunne wieder nist seggen, als: „Wi mick mien Harte puckert — du hast mick jo te dulle vorfehrt. Dat härre ick doch nich edacht, dick in't Water te selh'n!“ — „Wen wost du denn selh'n?“ —

„Ick hewwe ewerhaupt an keinen Mann edacht, ick wolle jo blus miene Blaumen!“ — denn dachte öht an dei Blaumen, un dat öht sick den Kranz under dei Fichte stoken harre. Öht wot füerrot un wolle sick dei Blaumen da weg maken. — „Dei letst du sitten, du wetst jo gar nich, wur schön dick dat klee'd, du, miene Säute, mit'n blauen Brutkranz under diene golden Kronge!“

Denn namm hei öht wer in'n Arm un gaw öht einen Kuß na'n andern. Mit'nmale word öht ernsthaftig un frau'g: „Wist du dick denn würklich eine frie'n mit ro'e Haare un Hölderpläcke?“ —

„Ja, Trinecken, wenn du dei ro'n Haare nich härrest, härre ick dick gar nich ewollt, un dei paar Hölderpläcke snütgere ick dick balle weg! — Doch nu will't wi Osterwater füll'n, denn de Sunne is bi't Opgahn.“ —

Als se wer hochstünn'n, un sick Arm in Arm na de Sunne dreihten, make de Ostersonne würklich drei Freudensprünge, denn Trinecken hat se dorch de Freudentrahnen würklich tanzen selh'n. In de hohge Elder sat awer wedder de Kramtövöggel un reip:

Pfillip, — Pfillip, düit war ter rechten Tied,  
 Wenn't sau makt, ist't sau olt wie nielt!  
 Tan komm'n Ostern is öht dien Wiew,  
 Hewwe öht liew, hewwe öht liew! —

Ein fröhliches Osterbuch: **Der Nupfinger Wasli geht zum Bauerntheater**  
 von Michel Vomland

Für RM. 2.50 bei ihrem Buchhändler

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO



Affenfamilie

F. Walcha

## Schlagfertig

Max Regers schlagfertiger Witz war ebenso bekannt wie gefürchtet. Einmal meinte der Komponist Volkmann André zu ihm, wenn er seine (Regers) Musik höre, werde er nie reger, sondern im Gegenteil matter. Worauf Reger trocken erwiderte: „Und wenn ich deine höre, dann hör' ich immer andr.“

## Die Beschwerde

Zu Kaiser Joseph II. kam einst die Frau eines braven Kammerdieners und beschwerte sich über die angebliche Unleidlichkeit ihres Mannes. Der Kaiser aber fiel ihr bald ins Wort und sagte: „Was ihr in eurer Ehe miteinander habt, das geht mich nichts an!“ Die Frau wollte sich indessen nicht abfertigen lassen und versuchte nun ihren Mann der Hinterhältigkeit und Unverschämtheit gegen den Monarchen anzuklagen. Aber auch diesmal gab ihr der Kaiser kein Gehör und sagte kurz: „Was ich mit meinem Diener habe, das wiederum geht Sie nichts an, adieu!“

## Musiker-Geschichten

In Leipzig erzählt man mit einem wohlwollenden Lächeln eine kleine Anekdote, die dem Pianisten Teichmüller und seinen Bruder, den Cellisten, betrifft. Das Cello des Bruders war so bau-fällig, daß Geheimerat Erpich, der die Brüder oft bei sich sah, regelmäßig, wenn die Brüder eintreten, in die Küche rief: „Emmal Die Brüder Teichmüller sind da — kochen Sie Kaffee und Leim!“

Der bekannte Violinvirtuose Kreisler wurde in Gesellschaft von einer Dame gefragt, weshalb die Geiger so verstimmt seien, wenn ihnen eine Saite reißt. Sie hätten doch noch drei andere. Kreisler lachte und sagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, man könnte sagen, wir sind wie die kleinen Kinder. Am liebsten spielen wir auf allen Vieren.“

Der verstorbene Dirigent und Komponist Max von Schillings hörte in einer Gesellschaft einen jungen Tenor damit prahlen, seine Konzerte seien so gut besucht, daß das Publikum sogar in den Gängen stehen müsse. Nachdem er eine Weile schweigend dabei gestanden hatte, wandte er sich an den jungen Mann und sagte lächelnd: „Mein lieber Freund, das ist noch gar nichts, in meinen Konzerten muß sogar ich stehen!“

## Was gedruckt ist, ist gedruckt

Marc Twain erzählt:

„Als ich in Nebraska noch Sekretär des Gouverneurs war, hatte ich viele politische Feinde. Diese gewissenlosen Kerle ließen eines Tages, um meinen Ruf zu schädigen, eine Notiz in die Zeitung, genannt „Der gellende Kampf des Westens“, setzen, daß ich in schwerer Trunkenheit in den Fluß gefallen und erstickt sei. Wütend begab ich mich zum Redakteur des „Gellenden Kampfdes“, stellte mich als lebendig vor und ihn zur Rede. Dieser Zeitungsmann aber sagte: „Was gedruckt ist, ist gedruckt. Wir nehmen nie etwas zurück. Diese Blöße geben wir uns nicht. Alles was wir tun können, ist eine neue Geburtsanzeige von Ihnen einzusetzen. Preis einen Dollar.“

## Der galante Bismarck

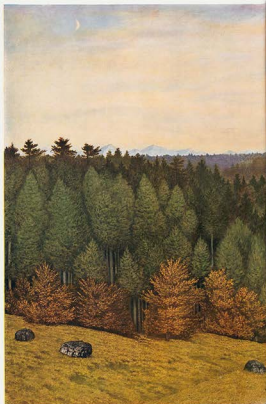
Bismarck erhielt einmal von einer ihm gut bekannten Dame einen Brief, der mit Bleistift geschrieben war. Die Schreiberin bat ihn deshalb um Entschuldigung. „Weshalb entschuldigen Sie sich?“ sagte Bismarck beim nächsten Zusammentreffen. „Mit Bleistift geschriebene Briefe gleichen Gesprächen im Flüsterton!“

## Aalglatt

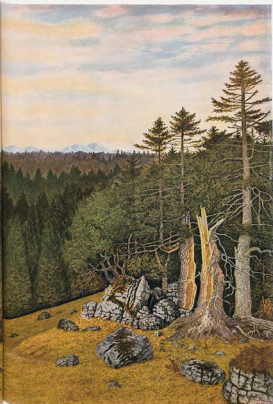
Die bis in ihr Alter leidenschaftliche und anerkennungssüchtige Frau von Staal machte eines Tages mit ihrer Tochter und dem Herzog von Talleyrand eine Bootsfahrt auf dem Genfer See. Plötzlich richtete sie an den Herzog, der ihr allzu eifrig mit der Tochter flirte, die heikle Frage, wen er wohl im Falle eines Bootsunglücks zuerst retten würde, sie die Mutter, oder ihre Tochter. „O“, erwiderte der aalglatte Talleyrand, „bei einer Frau, die soviel Talente besitzt und so berühmt ist wie sie, würde ich nicht einmal anzunehmen wagen, daß sie nicht auch schwimmen könnte. Ich würde daher zunächst ihr Fräulein Tochter retten!“

## Etwas umständlich

Der Freiburger Philosoph Heidegger, der wegen seiner komplizierten Ausdrucksweise ebenso bekannt wie unverständlich ist, wurde eines Tages von einer Dame beim Tee gefragt, ob er lieber Milch oder Zitrone nehme. Seine Antwort lautete: „Entweder sowohl als auch, oder aber weder noch.“



Über allen Gipfeln ist Ruh'



Karl Haidler



## Kunst und Künstler

Die Wahrheit und Einfachheit der Natur sind immer die letzten Grundlagen einer bedeutenden Kunst gewesen.

Was in der Kunst Form geworden ist, das hat ewige Dauer, mag auch Inhalt und selbst Gehalt den Menschen nichts mehr bedeuten.

In der Kunst gilt nur das Erhebende, das uns nach oben führt.

Die Kunst ist jenseits jenes Seins, in welchem Behaglichkeit und Wärme erflaut.

Man muß sich deutlich machen, daß das große Kunstwerk an sich durchaus gegen die Instinkte der Menschen geht.

Es gibt keinen absoluten Maßstab des Könnens in der Kunst, sondern jedes Kunstwerk hat seinen eigenen Maßstab.

Ein Kunstwerk wird immer nur von einem gemacht und von einigen wenigen geföhlt; die große Masse merkt überhaupt nichts von der Kunst.

Ein ernstes Kunstwerk verlangt Vertiefung, Anspannung, Zeitopfer, Überwindung des Ungewohnten... das nur Menschen leisten können, die Muße haben, Gesinnung besitzen, sich verantwortlich fühlen als Gesittungsträger.

Ein Kunstwerk ist eine Einheit, — einen von der „Form“ zu trennenden „Inhalt“ hat es nicht.

Das eigentliche Kunstwerk braucht als Stoff... immer die Geföhle in ihrem stärksten Ausdruck und muß deshalb fast immer das Leben erhöhen, weil im Leben, wo die Menschen eben untereinander auskommen müssen, die Geföhle abgeschwächt werden.

Man mache sich klar, daß ein Künstler das, was er geben muß, nicht durch das bequeme Mittel des Gedankens mitteln kann; sondern daß er ein neues Weltbild in sich trägt, welches er gestaltet, so gut er vermag. Paul Ernst

Wilhelm Fraenger: „Matthias Grünewald in seinen Werken. Ein physiognomischer Versuch.“ Rembrandt-Verlag, Berlin 1936. 152 Seiten mit 90 (zum Teil bunten) Abbildungen. Kartoniert 5,80, Leinen 7,50 RM. — „Kunstbücher des Volkes“ Band 15.

Der Rembrandt-Verlag, dem für den vorbildlichen Ausbau seiner großen Reihe der „Kunstbücher des Volkes“ hohe Anerkennung zu zollen ist, hat Wilhelm Fraengers physiognomischen Versuch zur Deutung der Persönlichkeit Matthias Grünewalds aus seinen Werken in diese immer unentbehrlicher werdende Sammlung aufgenommen. Die starken inneren Spannungen der Kunstforschung, die das Grünewald-Problem auch durch diesen Beitrag noch nicht in voller Klarheit zu lösen vermochte, werden damit in bewegter Auseinandersetzung mit den Auffassungen und Deutungsversuchen auf diesem, im Zweifelt liegenden Forschungsgebiet offenbar. Wie schwer es ist, in das Dunkel eines hinter seinen herrlich leuchtenden Werken versunkenen Lebens Licht zu tragen, erfahren wir im Bekanntwerden mit den Wegen und Ergebnissen der Forschung, die — vorangebracht durch viele wertvolle Erkenntnisse — durch große aussichtslose Irrtümer leicht in eine Sackgasse gerät.

Seit die Forschung des Meisters rechten Namen: Mathis Gothart-Nithart wieder fand, ist sie, vor allem durch die Klärung der Fragen, welche die mit Recht oder zu Unrecht als seine Selbstbildnisse angesehenen Werke aufwarfen, auf dem Wege, das Rätsel seiner Persönlichkeit zu lösen. Die Legende: der Sebastian des Isenheimer Altars sei Grünewalds Selbstbildnis — und ihr Schluß: der Meister habe sich als kaum Dreißigjähriger zu diesem Scheitelpunkt deutscher Malerei erhoben — wurden zerstört. Nach Fraengers Beweisverfahren ist mit größerer Gewißheit zu vermuten, daß diese gewaltigste Schöpfung deutscher Malerei „die reife Summe eines Lebens darstellt, das schon die Fäulnis überschritten hatte.“

## Das Selbstbildnis

(Aus dem Göttinger Musenalmanach auf 1923)

Ich, Claas van Thuyne, armer Leute Kind,  
(das bleibt — prägt sich um Stirn und Wangen  
unlöslich aus) — warf dies Gewirr von Schwarz  
und Weiß am sechsten Julius im Jahr  
des Heiles Sechzehnhundertzwanzig früh  
um sieben nach verwachter Nacht aus Blatt

Durchs offene Fenster trug der Morgenwind  
vom frisch gemähten Meedland herben Ruch,  
und meines Gartens Weiden neigten sich  
— im Spiegel — tief aufs helle Rosenbeet  
und die betauten Malven längs des Pfades,  
den hart der Rahmen schnitt.

Und sah der Brillk  
zu scharf schier aus dem Bilde, das er hielt,  
indes des Kinnes vollgeschwelltes Rund,  
der reifen Lippen Trotz schwelwist schien  
dem satten Leben des erwachten Tags.  
Und, seltsam schwankend, ging die Nadel bald  
dem zarten Spiel der wühen Lichte nach,  
bald grub sie um der fröhlichen Augen Bucht  
den brüchig kalten Schatten, der verneilt,  
was weich, gerundet, in sich selber ruht;  
die Rune Haß, Verachtung, bit're Sucht,  
sich selbst zu schmerzen, fade Gier und Lust —  
was in dem dunklen Grund der Seele tief  
verborgen ruht, ihr selber unbewußt,  
bis graunvoll es sie Sturm nach oben wühlt:  
Strandgut am Strand Erkenntnis.

Und ich warf  
die Nadel hin und sah, trotzdem mir selbst  
und fröstelnd vor mir selbst, die graue Sphinx,  
des großen Künstlers armes Pluschwerk Mensch.

Moritz Jahn

Doch löst es sich Fraenger mit dem Versuche zur Klärung der Bildnisfragen nicht genügen. Im zweiten, stärkeren Teile seiner Arbeit gelangt er z. B. aus überzeugender Anwendung des Vergleichs mit dem Aufbau der römisch-katholischen Liturgie zu einer neuen, einzig glaubwürdigen Auffassung der Weihnachts-tafeln des Isenheimer Altars. Grünewalds ganzes Werk wird als Ausdruck seiner reizverwöhnten, überempfindsamen Persönlichkeit aus den kulturellen Voraussetzungen seiner Zeit weltanschaulich sicher gedeutet. Der gelungene erscheinende Nachweis von der Übereinstimmung der Daseinsansicht des Meisters mit der zwischen Hölle-Erde-Himmel eingespannten Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters — weckt die Überzeugung, daß Grünewald: treu dem Gesetz, nach dem er angetreten, seinen Weg gegangen und auch der letzten Entscheidung, dem tragischen Verzicht auf seine Kunst nicht ausgewichen ist, daß Grünewald, dem „als einzigem der deutschen Meister jener Schlüssel Faustens in die Hand gegeben war, der zu dem ewigen Bereich der Mütter führt, da er mit seinem schrägen Haupt (im Blick auf sein Erlanger Selbstbildnis) als ein zum Äußersten Entschlossener dem Gebot gehorcht:

Versinke denn! Ich gönnt auch sagen: steige!  
S' ist einerlei. Entlieh dem Entstandenen  
in der Gebilde losgebundene Räume...!“

Wer einen wesentlichen Begriff von der gewaltigen geistigen Auseinandersetzung gewinnen will, die seit Grünewald bis in den Umbruch unserer Zeit noch nicht zur Lösung kam, — wer den Mut hat, der unentzerrbaren Zwiespältigkeit eines solchen Versuchs sich zu stellen, — der greife zu diesem reich und sorgfältig ausgestatteten, preiswürdigen Buche, in dem Wilhelm Fraengers sicher führende Arbeit durch den Rembrandt-Verlag ihre schöne Gestalt erhielt.

Erich Homuth

Wilhelm Fraenger:

## Matheus Gothard-Nithart, Grünewald genannt

Albrecht Dürers großer Gegenspieler: Matheus Gothard-Nithart steht nicht als solche klar umrissene Gestalt und fest geprägter Meisternamen in der Kunstgeschichte. So leidenschaftlich überzeugend er das eigene Ich in seinen Bildwerken zum Ausdruck brachte, verfiel er doch gerade als Persönlichkeit solcher Verknüpfung und Vergessenheit, daß nicht einmal sein bürgerlicher Name sich behauptet hat. Erst durch die jüngste Forschung, die mit dem wahren Namen eine erste Spur seines verschollenen Lebens aufgefunden hat, wurde er zurückgefunden.

Jedoch wie fragmentarisch blieb die bisherige Kunde, wonach er — ungewiß in welchem Jahr — zu Würzburg auf die Welt gekommen, um die Jahrhundertwende (1500) sich in einer mainfränkischen Kleinstadt sesshaft machte: Seligenstadt, dem alten Wallfahrtsort, wo er als Hofmaler und Ingenieur zweier Kurlmalzer Erzbischöfe zeitweilig seine Werkstatt unterhielt, um schließlich — durch die Reformation dem Mainzer Hofe und der Malerei entfremdet — als Wasserbaumeister in Halle seinen Tod zu finden. Wann und von welchen Eltern er geboren wurde, welchem Generations- und Schulzusammenhang er angehört, wohin ihn seine Wanderjahre führten, wie ihm der Isehnheimer Auftrag zugekommen, kraft dessen er sich unversehens zu dem Scheitelpunkt der deutschen Malerei erheben sollte, und welche innerste Erschütterung ihn kurz vor seinem Ende zu dem evangelischen Bekenntnis zwang: all diese Grundtatsachen seines Lebenslaufes sind dahingesunken, wie auch die Fundamente seiner Werkgeschichte durch eine trümmerhafte Überlieferung zerrüttet sind. — — —

(Besonders eine Frage wurde aufgeworfen, ohne daß sie bis jetzt zu einer Klärung kam: Wie hat Matthias Grünewald ausgesehen? Wilhelm Fraenger unternahm es, den Meister in seinen Selbstbildnissen zu deuten. In der Ruine einer echten Zeichnung Matheus Gotharts, die auf der Erlanger Universitätsbibliothek verwahrt wird, erkennt er ein Altersbildnis des Meisters:)

Das in der Lieblingstechnik dieses Meisters — in weicher Kreide — angelegte Blatt ist leider äußerst schlecht erhalten: sein Papier verbräunt und durch mehrfache Faltungen verstoßen, das Bildnis selbst durch eine spätere Hand entstellt, welche das kreidig lockere Strichgeflecht der ursprünglichen Zeichnung mit brauner Tinte nachgezogen und mit dem Pinsel übergangen hat. An Wangen, Hals und Schläfen des Gesichts läßt sich die alte Kreidemodellierung noch genau verfolgen, wie auch bei den verschlungenen Initialen unter der braunen Strichverstärkung die eigenhändige Signatur noch deutlich sichtbar blieb. Dagegen ist das Datum 1529, das bestenfalls das Todesjahr des Meisters (und dieses noch ein Jahr zu spät) bezeichnen könnte, eine spätere Zufügung. — — —

— — — Trotz aller stümperhaften Retuschierung spricht uns das ursprüngliche Eigenleben der Erlanger Zeichnung noch so heftig an, daß man sich davon ebenso befremdet als eigentlich unangenehm fühlt. Nicht nur, daß uns ihr Antlitz durchaus ungewöhnlich und irgendwie ins Schwärmegeistige überspannt erscheint: auch dessen rein formale Auffassung ist derart eigenwillig, daß sie sich mit dem Typus landläufiger Selbstbildnisse nicht vereinen läßt: Sonst pflegen Selbstbildnisse dadurch charakterisiert zu sein, daß sich ihr Blick geradewegs auf den Beschauer richtet und ihn mit jener bohrenden Genauigkeit fixiert, womit der Maler bei der Arbeit in den Spiegel schaute. Statt dieses selbstbeobachtenden Spiegelblickes finden wir auf der Zeichnung Gotharts einen Augenaufschlag, der sich von dem Beschauer gänzlich abgelöst und allem Umstehenden weit entzogen hat: Mit einem Ausdruck selbstvergessener Entobenheit, als fühle er sich völlig unbeobachtet und unbelauscht, richtet der Zeichner seinen Blick ins Weite, wo er in ferner Höhe etwas zu erschauen oder zu erahnen scheint. Ob dies ein körperhaftes oder geistiges Gebilde sei, bleibt ungewiß, da wir den Zielpunkt seiner Wahrnehmung oder die Quelle seiner Eingebung nicht sehen können. Doch ist an den Reflexen seiner Miene und Gebärde deutlich abzulesen, daß diesem Manne eine heftige Gemütsbewegung widerfährt: In einer tief erwartungsvollen Spannung gibt er sich dem von oben einwirkenden Wesen hin und die Zusammenziehung seiner muskulären und spirituellen Kräfte ist soweit getrieben, daß sie schon ungeduldig zur Entladung drängt. Sehen wir doch, daß seine rechte Hand bereits den Griffel zückte, um das Empfangene sogleich aufzuzeichnen.



Selbstbildnis Matthias Grünewald  
Aus dem Grünewald-Buch von Wilhelm Fraenger

Um diesen schwer deutbaren Seelenzustand begrifflich schärfer zu erfassen, wollen wir zunächst an dem Formgefüge des Gesichtes zu ermitteln suchen, wie dessen Ausdrucksübersteigerung zustande kommt.

Der Eindruck von formaler Überspannung wird durch die Wechselwirkung des emporgestemten Kinns und des tief eingezogenen Genicks erzeugt. Im Nacken ruht der Angelpunkt der Formbewegung, welcher den Spiegel des Gesichtes ganz ins Schräge zieht, während das Kinn den ausstrahlenden Umschlagplatz der Formbewegung bildet.

Scharfwinkelig stoßen zwei energische Diagonalen an dem Kinn zusammen: die Muskeln des emporgereckten Halses und die steile Achse, die von dem Scheitel zu dem Kinndrand zielt. Diese rapide Winkelbrechung wird durch die Umriss der Hakennase — sogar noch zugespitzter — wiederholt, so daß ein kleinerer, nachgeschärfter Keil sich in den größeren hineinzuklammern und ihn noch heftiger voranzutreiben scheint. — Wird schon durch diesen „übers Kinn gebrochenen“ Winkel der Eindruck von Gewaltsam-

Morgens und  
erst recht abends  
**Chlorodont**

keit hervorgerufen, so wird er noch verstärkt durch die Konturenführung, die von dem Kinrand zu der rechten Wange und der Schläfe steigt: In einem denkbar eigensinnigen Verlauf gleitet der ausschweifende Umriß des Gesichtes — hier eingewölbt, dort ausgebeult — zu dem Scheitelwirbel, um sich nach rechts in die Verkräuselungen der lang herabwallenden Haare aufzulösen.

Mit einem inneren Kompaß, der ihm nur das Selbsterlebnis stellen konnte, steuert der Zeichner all den Buchten des Profiles nach, wie er auch auf der Binnenseite des Gesichtes sehr feinnervig verzweigte Einzelheiten festgehalten hat: die aderklopffenn dünn gespannte Haut der linken Schläfe und die tief eingegrabenen Krähnenlinie um den Augenwinkel, die sich durch eine anhaltende Einklemmung der Augenlider bei nachsichtiger Beobachtung gebildet haben.

Sehr eigentümlich ist der Augenaufschlag mit seinem himmelnden Nach-oben-Schweifen, das bis zum Schielen überspannt erscheint, trotzdem jedoch wie ziellos und verloren wirkt. Wir kennen dieses Schauen aus dem Alltagsleben, wo man es bei Kurzsichtigen gewahren kann, die selbst auf nahegerückte Gegenstände wie ins Leere starren, wobei die Achsen ihrer Augen auseinandergleiten, so daß der Eindruck eines fassungslosen Blicks entsteht.

Doch wird durch solche Feststellungen das ausdruckschaft Spezifische noch nicht berührt, das uns erst in der Tatsache gegeben scheint, daß dieser Zeichner seinen Gegenstand von unten her zu fassen oder — nach einem Fachbegriff der Künstlersprache — aus der Froschperspektive aufzunehmen sucht. Solch einer Untersicht aus tiefem Winkel fehlt alles willensmäßige Beherrschenswollen und Zielstrebigkeit der Beobachtung, die — nach dem strengen Wortlaut des Begriffs — ihren Gegenstand „von oben her betrachtet“ oder unmittelbar geradeaus fixiert,

wogegen der hier Dargestellte sich in empfindungsmäßiger Nachgiebigkeit und ganz gelöstem Schauen den einströmenden Wahrnehmungen überläßt, die ihm — im eigentlichsten Wortverstand — als einem „Nehmenden“ zu widerfahren scheinen. Von hier aus angesehen stellt sich unsere Zeichnung als ein psychodramatisches Gebilde in zwei Akten dar. Denn dem formalen Widerspruch von Kinn und Nacken entspricht jetzt eine zweite, innerliche Wechselwirkung; die Auseinandersetzung zwischen Hand und Auge, auf der die Ausdrucksspannung dieses Bildnisses beruht.

Die Rechte ist mit angespannter Energie emporgehoben. Mit straffen Knöcheln preßt sie ihre Finger an den Griffelschaft, wobei die stoßbereite Feder Spitze auf einen ganz bestimmten Punkt: wohin der nächste Federstrich zu setzen ist, fixiert erscheint. Diese Gebärde ist ein Inbegriff der äußersten, schon von der Unge duldst gestachelten Aufmerksamkeit und Tatbereitschaft.

Zu dieser scharf herabzielenden Handbewegung steht die zerstreut emporschweifende Blickbewegung in einem merkwürdigen Widerspruch: Denn dieser Augenaufschlag scheint uns dadurch letztlich charakterisiert zu sein, daß er nicht mit aktiver Strahlung sein Objekt durchdringt, sondern in einem passiv hingehobenen — man möchte sagen: einsaugenden Schauen die Welt der Gegenstände sich zu eigen macht.

Zwischen den aufnahmebereiten Augen und der tabereiten Hand schwebt die entscheidende Sekunde, worin die anflutenden Wahrnehmungen zu einer darstellbaren Einbildung verdichtet werden. Wer aber könnte diesen schöpferischen Augenblick in seinem Wesenswiesenspal zwischen passiver Bildempfängnis und aktiver Bildgebung derart unmittelbar zum Ausdruck bringen als der Meister selbst?

## Der Streit um des Esels Größe

Von Horst Biernath

„Mein lieber Herr Doktor“, sagte Gymnasialdirektor Schimmelpfennig mit abgründiger Ruhe zum Tierarzt Bolutus, „schließlich gehört mir der Esel seit fünf Jahren, und seit dieser Zeit füttere und sehe ich ihn tagaus und tagein, nicht wahr... Und wenn ich Ihnen sage, daß er im Rist handbreit größer ist als dieser Tisch hier, dann ist er es auch!“

„Mein lieber Herr Direktor“, entgegnete der Tierarzt mit unendlicher Geduld, „schließlich bin ich Tierarzt, um zu wissen, wie groß ein Esel zu sein hat. Und wenn ich Ihnen sage, daß er nicht höher als der Tisch hier ist, dann ist er es auch nicht!“

Dieser Meinungsstreit fand in der Konditorei von Rakowski in H. statt. Ostpreußische Kleinstadtkonditoreien, muß man wissen, haben nicht nur die Schankrechte für Kaffee und Milch, sondern kredenzen ihren Gästen auch alkoholische Getränke jeglicher Art, so daß sie von Männern ebenso sehr besucht werden wie von der Damenwelt. — Vor beiden Herren standen trotz der sommerlichen Wärme von achtundzwanzig Grad im Schatten dampfende Groggläser, und es war die dritte Auflage dieser Art, die der Kellner vor die Herren hingestellt hatte, seit der Streit über des Esels Größe entbrannt war. Besagter Esel gehörte dem Direktor. Der alte Herr war Junggeselle und bevölkerte seine Einsamkeit mit einer ganzen Menagerie, der er seine Liebe und freie Zeit zuwandte. Neben dem Esel hielt er sich einen Affen, mehrere Papageien und auch einen Kranich, der nach des Direktors ein wenig pessimistischer Meinung klüger war als eine ganze Sekunde von begabtem Durchschnitt.

Kurz und gut, da sich die Herren über die Größe des Esels nicht einig werden konnten, entsandten sie einfach den Hausknecht Johann, den Esel herbeizuschaffen, und während der Johann unterwegs war, wetteten die Herren in eigensinniger Verbisserheit auf zwei Flaschen Rotisopn über tischhoch oder handbreit darüber, wobei der Direktor auf „handbreit darüber“ beharrte. —

Wenige Minuten später traf der Hausknecht mit dem Esel ein, und da die Konditoreie Räume zu ebener Erde lagen und der Esel sehr gut erzogen war, bestanden keine Bedenken, den Grauen ins Lokal zu führen und die Probe auf seine Größe an dem Tisch vorzunehmen, an dem die beiden Herren saßen. Der Esel wurde neben den Tisch gestellt — und der Tierarzt gewann seine Wette.

Der Esel war genau tischhoch. Gelehrt ist eben gelehrt. —

Da der Tierarzt seinen Grog stets ohne Zucker trank, standen drei Schälchen mit je vier Würfeln vor ihm, die er nach und nach an den Esel zur Belohnung für sein Normalmaß und die gewonnene Wette verfüllte. Der Esel stand brav und stumm zwischen den beiden Herren, muffelte seinen Zucker und nahm im übrigen mit dem Aroma des lieblich aufsteigenden Grogdampfes vorlieb. — Indem ging die Tür, und der Bezirksbauinspektur Kapust aus der Kreisstadt betrat das Lokal. Da er beiden Herren wohl bekannt war, und mit jedem von ihnen schon manchen Skat gedroschen hatte, war anzunehmen, daß er an ihrem Tisch Platz nehmen würde. Er kam auch schnurstracks auf sie zu... stutzte aber plötzlich, fuhr sich über die Augen, verlor sichtlich die Farbe, und verschwand nach einem kurz hingemurmelten verstörten Gruß im Hinterzimmer, wo er sich eine Tasse Kaffee bestellte, die er hastig hinunterstürzte. Kurze Zeit darauf verdrückte er sich ebenso blaß rasch und wortkarg, wie er gekommen war und sowohl der Direktor Schimmelpfennig als auch Doktor Bolutus fanden dieses Betragen im höchsten Maße merkwürdig. —

Einige Wochen später begegnete der Tierarzt dem Baumeister zufällig in der Kreisstadt, und war, kaum daß er ihn erblickt hatte, auch schon fest entschlossen, ihn wegen seiner damaligen auffälligen Flucht zur Rede zu stellen. Ging also auf den Baumeister zu und sagte: „n Tag, Kapust — ich muß mal in aller Ruhe mit Ihnen ein kleines Huhn rapen. Also kommen Sie mit — nehmen wir einen Kornus hinter Schlipps.“

Sagte der Baumeister: „Nichts für ungut, Doktor, aber ich schlage Ihnen eine Tasse Kaffee vor.“

Wunderte sich der Doktor, der den Baumeister als trinkfrohen Mann kannte: „Gottsdonner, seit wann sind Sie denn unter die Milchtrinker gegangen?“

Ewiderte der Baumeister: „Ach wissen Sie, das ist so eine Geschichte. — Muß ich Ihnen doch mal erzählen. Also wie das so geht in meinem Beruf — da ist hier ein Neubau zu besichtigen, und da ein Neubau zu besichtigen, und manchmal drei und vier am Tage... und überall wird man eingeladen, Herr Inspektor hier und Herr Inspektor da. Und dann ein Schnaps, und nein sagen will man auch nicht gerade, warum auch, nicht wahr... und dazwischen ein Bierchen und dann wieder ein Schnaps, — ja mein Gott und dieses Lied nun jahrein, jahraus... Na ja, also wie ich da neulich bei Ihnen in H. war, Sie besinnen sich doch noch, wie, bei Raskowski...“

Sagte der Doktor: „Und ob ich mich besinne!“

Druckte der Baumeister plötzlich und wollte nicht mit der Sprache heraus, — zog den Tierarzt schließlich am obersten Jackenknopf näher heran und flüsterte, während er sich scheu umsaß: „Da muß ich doch wohl ein bißchen zu viel eingenommen haben, — oder es hatte sich gerade so summiert, von all den Jahren her auf jenen Augenblick. Aber geben Sie mir vorher Ihr Wort, daß die Geschichte unter uns bleibt. — Der verfluchte Schnaps, also denken Sie nur, wie ich Sie so mit dem Direktor sitzen sehe, was glauben Sie, was mir plötzlich erscheint? — Lebendig, ausgewachsen und grau vom Schwanz bis zum Kopf: Ein Esel! Steht zwischen Ihnen beiden und ist nicht aus den Augen zu wischen. Ein Esel! — Verstehen Sie, und schwor ich mir und hab's gehalten, wenn's auch verflucht schwer war: Von jetzt ab keinen Tropfen mehr!“

## Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung eine befondere Note

Darliegendes Heft

gibt Ihnen ein kleines Bild

unferer Leistungsfähigkeit

## Graphische Kunstanstalt W. Schütz

München 2 110 Herrstraße 10 Fernsprecher 20763

Älteste und  
führende Zeitschrift  
auf dem Gebiet der  
neuezeitlichen und  
künstlerischen  
Raumausstattung



48. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

## INNE-DEKORATION

bringt in Ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier Ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.  
STUTT GART O 73

### Die „JUGEND“ im Urteil der Presse:

Stuttgarter N. S. Kurier 19. 2. 37.

„Jugend“. Die neueste Nummer bringt einige hübsche Ausschnitte aus dem neuen Ufa-Film „Kreuzersonate“ nach dem bekannten Werk von Tolstoi. Außerdem finden wir einige gute Bilder von Brauneis und Kistler. Auch die kleine Erzählung findet eine stärkere Berücksichtigung als früher. (Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg.)

## Fotofreunde!

Der Frühling lockt Sie und Ihre Kamera ins Freie; ausschließliche gute Aufnahmen werden Sie erzielen, wenn Sie nachstehende Fachliteratur beherrschen:

**Auf die Belichtung kommt es an**  
von Jos. Drausinger . . . . RM. 1.10

**Richtiges Entwickeln**  
von Gerhard Isert . . . . RM. 1.—

**Panchromatische Fotografie**  
von Gerhard Isert . . . . RM. 0.45

Zu haben bei Ihrem Fotohändler  
oder im Verlag

G. Hirth AG., München, Herrstr. 10

# DIE LUSTIGE „JUGEND“

In der Schule wurden die Gesetze der Optik durchgenommen. Der Professor dozierte: „Mit einem Auge kann der Mensch wohl Gegenstände sehen, aber sie nicht plastisch erfassen und aus diesem Grunde keine Entfernungen abschätzen. Das beste Beispiel hierfür liefert Ihnen die Odyssee. Als der Riese Polyphem nach dem Schiff des Odysseus mit einem Felsblock warf, verfehlte er sein Ziel, weil er einäugig war, und deswegen die Distanz nicht richtig einschätzen konnte.“

Hier unterbrach der Primaner Brann, der sich stürmisch meldete: „Herr Professor! Das eine Auge, das Polyphem hatte, war ihm doch von Odysseus mit einer glühenden Stange ausgebrannt worden!“ „Richtig, richtig!“ beschwichtigte ihn der Professor, „das kam freilich auch noch hinzu!“

Nicht immer handeln die schottischen Witze von Geldangelegenheiten. Der schottische Bauer hat einen trockenen Humor, der sich ab und zu in einem beißenden Satz äußern kann. An einem dunklen Winterabend traf ein Landmann unterwegs einen seiner Knechte mit einer Stallaterne bewaffnet. „Wo willst du denn noch mit der Laterne hin?“ fragte der Bauer.

„Zu meiner Braut!“ war die Antwort. „Als ich meine Braut besuchte, habe ich keine Laterne mitgenommen!“ sagte der Landmann spöttisch.

„Nein, das habe ich mir gleich gedacht, als ich Ihre Frau sah!“ war die Antwort des Knechtes, der daraufhin seinen Weg fortsetzte.

Kinz und Kunz sind nicht nur Nachbarn, sondern auch gute Freunde. Kinz ist verheiratet und mit einer Schar Kinder gesegnet. Kunz ist Junggeselle.

Kinzes Kinder spielen oft auf dem Grundstück von Kunz und toben mächtig in dessen Garten herum. Kinz ist dies peinlich. „Sag mal, Kunz“, spricht eines Tages Kinz zu Kunz, „stört es dich nicht, wenn meine Kinder immer in deinem Garten spielen?“

„Aber, Kinzi!“ antwortet Kunz. „Ganz und gar nicht! Du weißt doch: Meiner Freunde Kinder sind auch meine Kinder!“

Die Hausfrau zeigte auf den großen Teppich im Eßzimmer und sagte zu dem bürgerlichen Mann an ihrer Seite: „Ich gebe Ihnen 25 Pfennig, wenn Sie diesen Teppich klopfen. Sie müssen sich aber beeilen!“ „Keine Angst, meine Dame“, gab ihr der Mann zur Antwort, „für 25 Pfennig bin ich in fünf Minuten fertig!“

Die Kartenschlägerin las aus den Karten: „Ein schwarzer Mann wird zu Ihnen kommen — er hat es nur auf Ihr Geld abgesehen —“

Der Kunde seufzte: „Ich weiß. Das ist der Kohlenhändler, der seine Rechnung bringt.“

Willem hatte sich in fünfzigjähriger, treuer Arbeit vom Laufburschen bis zum Direktor der Firma heraufgearbeitet. An seinem Ehrentage wurde er gefragt, welchen besonderen Eigenschaften oder Leistungen er seinen Aufstieg verdanke.

Willem lächelte. „Das war gar nicht so schwer“, sagte er. „Ich habe es immer gemerkt, wenn meine Vorgesetzten einen Fehler machten — aber ich habe es niemals gesagt.“

Erich hat in seiner Ehe nichts zu lachen. Die Frau schreit den ganzen Tag. Das Haus dröhnt von ihrem Gezänk.

Heute schreit sie wieder: „Du lügst, Erich! Eine innere Stimme sagte es mir!“ Stöhnt Erich entsetzt: „Was? Eine innere Stimme hast du auch noch?“

Busse traf seinen Freund.

Der Freund hatte ein blaues Auge und eine ziemlich lädierte Nase. Rief Busse: „Nanu, Karl, seit wann bist du denn verheiratet?“

Das Bähnle schnaufte schon ungeduldig und furchterregend, als ein Herr mit seiner besseren Hälfte ins Abteil stürzte. Gottlob, es war noch Platz. Aber gerade auf dem Eckplatz lag eine kleine Reisetasche. Deshalb wandte sich der neue Fahrgast an den Herrn, der gegenüber saß:

„Mein Herr, wollen Sie wohl so freundlich sein, die Tasche wegzunehmen? Meine Frau würde gern den Eckplatz einnehmen.“ „Nol, mei gut's Herrie!“, sagte der Scherab höflich aber bestimmt, „das Täschle werd' i net wegnehme.“

Der Fremde war erbost: „Sie wollen sie nicht wegnehmen? — Nun, ich denke auch



Der Frühling ist da — — —



die Bäume schlagen aus!

F. B.

nicht daran. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als den Schaffner zu rufen.“ Listig blinzelte der Schwabe. „Rufen Sie nur den Schaffner!“

Der Schaffner kam, übersah die Lage und sagte freundlich: „Sie müssen aber doch das Täschchen wegnehmen!“

„Noi, sel tu i net — i nehm's net weg!“

„Was soll das heißen?“

„Ja, 's ischt scho so, i nehm's amol net weg!“

Da nahm der Schaffner Haltung an: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, ob Sie das Täschchen wegnehmen wollen?“

„Noi, Herr Schaffner, des tu i beschmitt net!“

Bestürzung und zorniges Augengefunkel, während der Schwabe gemütvoll den Dingen, die da kommen sollen, entgegensteht. Der Schaffner versucht noch einmal: „Aber warum wollen Sie denn das Täschchen nicht wegnehmen?“

Da schmunzelte der Schwabe: „Ja, bei meiner Seele, weil's net mein ischt, — i werd doch a fremd's Täschle net wegnehme — i bin ja koi Dieb!“

Da kam auch der Fahrgast, dem das „Täschle“ gehörte und der für kurze Zeit das Abteil verlassen hatte, wieder.

#### Sparsamkeit

„Ob Sie es glauben oder nicht — monatelang habe ich meiner Frau Vorräte über Sparsamkeit gehalten...“

„Und hatten Sie Erfolg damit?“  
„Gewissermaßen indirekt; ich mußte mir das Rauchen abgewöhnen.“

#### Wirkliches Übel

„Das ist ein wirkliches Übel mit meinem Mann.“

„???“

„Wenn ihm nicht gut ist, trinkt er einen Schnaps, und wenn er einen Schnaps getrunken hat, so ist ihm nicht gut.“

#### Prüfung

„Aber Herr Kandidat, Sie wissen nicht einmal, wo Ihre Milz sitzt?“

Natürlich ungefähr da, wo Sie Ihre Uhr tragen.“

„Das ist unmöglich.“

„Wieso denn?“

„Ich trage eine Armbanduhr.“

#### Der Ausweg

Im Eisenbahnzug. Müller sitzt mit einem Herrn allein im Abteil. Ist nervös. Plötzlich stoppt der Zug die Geschwindigkeit. Sagt Müller: „Ach du lieber Himmel! Jetzt habe ich plötzlich die Notbremse gezogen! Dieser Spaß kostet mich runde hundert Mark.“

Meint sein Gegenüber: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Nachbar. Zahlen Sie mir die Hälfte, und ich kriege einen kleinen Tropenkoller und laufe Amok.“

#### Ski-Unterricht

Nach einigen Stunden fragt der Skilehrer:

„Welches ist die beste Bindung?“ und sieht Fräulein Marga an.

Fräulein Marga erwidert sofort: „Die Ehe!“

#### Noch nicht so weit!

„Denke dir bloß, sie hat ihren Mann dabei überrascht, wie er das Dienstmädchen küßte. Um sie zu versöhnen, hat er ihr ein neues Kleid gekauft.“

„Nun hat sie natürlich das Mädchen zum Teufel gejagt!“

„Bis jetzt noch nicht.“

Sie braucht noch einen neuen Hut.“

#### Im Zoo

Karl wird von seiner Tante in den Zoo geführt. Vor einem Käfig bleibt er stehen. „Schau mal, Tante, was das für ein komisches Tier ist?“

„Das ist ein Wasserschwein, — ein Schwein, das ins Wasser geht.“

„Aber Tante, wenn es ins Wasser geht, ist es doch kein Schwein.“

#### Vergleich

„Mein Mann ist wie der Mond.“

„Nanu? —“

„Mal nimmt er zu, mal nimmt er ab, mal ist er voll.“

#### Der siebente Himmel

„Als ich der Erika gestern einen Heiratsantrag machte, sagte sie, ich würde sie in den siebenten Himmel entführen.“

„Stimmt haargenau! Sechsmal ist sie schon geschieden.“



A. Fiebigler

Die Fahrt ins Wochenende

„Schatz, wir müssen nochmal umkehren, jetzt hab' ich doch die Goldfische vergessen!“

#### Gewesene Zwillinge

„Herr Müller, Sie und Ihr Fräulein Schwester sind doch Zwillinge, nicht?“

„Gewesen, gewesen! Heute ist meine Schwester fünf Jahre jünger als ich.“

#### Der Grund

„Mein Mann sagt, ihm ginge die Arbeit besser von der Hand, wenn er an mich denkt.“

„Habe ich gehaut, als ich ihn gestern Teppiche klopfen sah.“

## Zeitschriften-Vertreter

zum Vertrieb bekannter und lohnender Hefte gesucht. Angebote unter J 216 an den Verlag der „Jugend“.

### Was ist ein Lebensbund?

Die älteste, beständig bewährte Großorganisation d. Sichfindens u. sichnahmens 25 Jahren ein laibvolles, gesundes, helles, b. d. Eheanbahn. Keine gewerblich. Vermittlung. Wohlw. Anerkannt. such von kirchl. Behörden. Kostenlos. Barakt. Aufklärungschr. d. d. Bundestage. Verlag Boreiter, Nr. 67

## Harnsäure

Geht abführend u. wasserfreiend entfernen Apotheker Fajching Harnsäurepflaster aus dem Körper die überflüssige Harnsäure (Urkofe von Verdauungsstörungen, Hautausschlag, Augenentzündungen, Pfefferkloßbildungen, Berg u. Neufährfrantzen (Krebstoffkrocker), Gelenk- und Muskelerschmerzen, Diät, Rheuma, Nubagra, Nierensteinen.) Schadlos aufbreitend für 50 Tage Nr. 1.50. — auch für Nr. 4. — Nur in Apotheken. Verlangen Sie Fohlenloß Brockspekt vom Hersteller Schützen-Apothek, München 2NW

# DIE FOTO-JUGEND

Die Osterente

Aufn. Gerhard Isert



## Goldene Fotoworte

### NEGATIV-TECHNIK

Grundbedingung ist Sauberkeit. Denn die Entwicklung ist ein chemischer Vorgang, der mit größter Sorgfalt durchgeführt werden muß.

Alle fotochemischen Vorgänge sind abgestimmt auf eine Temperatur vor 18–20° C. Es muß also besonders in den warmen und kalten Jahreszeiten darauf geachtet werden, daß die Bäder entsprechend temperiert sind.

Bei der Entwicklung bildet sich aus dem belichteten Bromsilber metallisches Silber. Der Vorgang erfolgt allmählich. In der Emulsion entstehen zunächst kleine Silbergebilde, die sich nach und nach vergrößern und schließlich miteinander in Verbindung treten können. Das bedeutet praktisch eine Zunahme der Korngröße, die von der Entwicklungsdauer abhängig ist.

Feinkornentwicklung ist deshalb zu einem Teile kurzfristige Entwicklung, die eine nicht zu knappe Belichtungszeit voraussetzt.

Die Entwicklung muß heute als ein im wesentlichen automatisch erfolgender Vorgang angesehen werden. Individuelle Entwicklung ist überholt und durchaus überflüssig. Denn die Erfassung eines weitspannigen Tonumfanges erfolgt bereits von der Emulsion her und wird durch reichliche Belichtung wirksam unterstützt. Zu beachten bleibt allerdings, daß für Umkehr-Emulsionen (Schmalfilm, Farbfotografie) weder reichliche noch kurze Belichtung günstig ist, sondern hier auf

absolut richtige Belichtung Wert gelegt werden muß.

Die Entwicklung wird man im wesentlichen nach Zeit vornehmen, wobei dann und wann eine kurze Kontrolle im Dunkelkammerlicht eingeschaltet werden kann. Manchen Entwicklern liegen Entwicklungstabellen bei, die gute Anhaltspunkte insbesondere auch für die Dosenentwicklung geben. Die Wahl des Negativentwicklers ist vom Material abhängig. Für kleine Formate ist Feinkornentwickler vorzuziehen, der auch bei großen Formaten für den Fall einer Ausschnittvergrößerung wesentlich wird. Rapidentwickler sind bei knappen Belichtungszeiten (Sportaufnahmen usw.) von Nutzen, Kontrastentwickler steigern die Tonunterschiede und haben in der Reproduktionsfotografie Bedeutung.

Zum Selbstansatz eines Entwicklers ist nicht zu raten. Denn ein solcher Entwickler fällt niemals gleichmäßig aus und wird auch nicht wesentlich preiswerter als eine fertige Handelspackung. (Ausführliche Angaben in „Richtiges Entwickeln“, Fotowelt-Bücherei Bd. 1.)

Für Roll- und Kleinfilm ist Dosenentwicklung zweckmäßig und sauber. Es gibt Geräte für ausschließliche Dunkelkammerarbeit, für Dunkelkammerladung und übriger Verarbeitung im Tages- bzw. weißem Kunstlicht und für völlige Tageslichtentwicklung.

Nur Dosenentwicklung vermeidet bei Filmstreifen (Rollfilm, Kleinfilm) mechanische Schichtverletzungen sowie Luftschleier (Grauschleier).

Solche Entwicklungsgeräte gestatten Entwicklung, Zwischenwässerung, Fixage und

Schlußwässerung in denkbar sauberer Weise.

Einzelaufnahmen auf Platten und Schnittfilm werden für den Amateurbetrieb nach wie vor am besten in Schalen entwickelt und fixiert.

Fixierentwicklung stellt ein Einbadverfahren dar, indem mit einer Lösung zugleich Entwicklung und Fixage erfolgt. Unter genauer Beachtung der Gebrauchsanweisungen werden gute Ergebnisse erzielt.

Im Zweibadverfahren ist eine scharfe Trennung von Entwickler und Fixierbad zur Vermeidung von Fehlergebnissen wichtig. Schon geringe Mengen haben schädigenden Einfluß (Herabsetzung der Intensität, Farbschleier, Kraftlosigkeit).

Die Fixierdauer beträgt im allgemeinen 10–15 Minuten. Allzu starke Beanspruchung des Fixierbades ist nicht am Platze (1 Liter Fixierbad reicht für etwa 80 Platten 9×12 cm).

Gute Wässerung ist für die Haltbarkeit der Negative Vorbedingung. Für Einzelaufnahmen sind Wässerungskästen zu empfehlen, für Filmstreifen findet gleichzeitig die Entwicklungsdose Verwendung.

Die Aufbewahrung der Negative erfolgt am besten in besonderen Ordnern oder einzelnen Pergamintaschen. Nur so werden Kratzer vermieden und ist übersichtliche Zusammenstellung möglich. Filmstreifen sollen nicht in Rollenform aufbewahrt werden, da auch hier die Gefahr von mechanischen Verletzungen besteht. Am besten werden Filmstreifen in Stücke zu drei, vier oder fünf Aufnahmen zerschnitten und plan in entsprechenden Ordnern verwahrt.